

DIRK
HUSEMANN



HISTORISCHER
ROMAN

DAS
SCHWARZE
FEUER VON
BYZANZ

»Das ist weder Zauberei, wie mancher vielleicht befürchten mag, noch ist es Betrug. Was hinter meiner Erfindung steckt, sind einfache Naturgesetze. Zum Beispiel die Kraft des Wassers, das von oben nach unten fließt. Gern erkläre ich alles nach der Vorstellung. Doch zunächst«, er atmete tief ein, »die Musik.«

Bei seinen letzten Worten hatte das Gluckern im Innern der Orgel aufgehört. Alles war im Rhythmus. Thomas tastete über das polierte Eichenholz des Orgelkastens, fand den eisernen Knopf und drückte darauf.

Das Konzert begann.

Mit einem Dreiklang in d-Moll hob die Orgel zu spielen an. Es war jener Akkord, der vor zehn Jahren in Westminster hätte erklingen sollen, jener Ton, der die Karriere eines Wunderknaben an den Tasten hatte begründen sollen und der dann schneller verklungen war als der flüchtige Kuss eines Kindes. Diesmal nicht. D-Moll donnerte aus den Pfeifen und ließ den Boden vibrieren. Thomas schloss die Augen und erwartete das auflösende G-Dur. Es kam pünktlich. Die Maschine war zuverlässig. Der Mensch war es nicht.

Die Lautstärke nahm zu. Er nickte zum Takt der Musik. Hier die Kadenz, dort die Überleitung. Längst hatte er Sonne und Mond vergessen. Die Musik erfüllte den Raum, so wie es damals in der Kathedrale hätte sein sollen. Aber diesmal gab es keinen lahmen Flint, der alles zunichtemachte. Diesmal war nichts dem Zufall überlassen.

Da vernahm Thomas einen Missklang. Gerade als die Komposition zu dem schnellen Lauf ansetzte, für den er einige der Tastenhalterungen mit teurem Messing verstärkt hatte, gerade in diesem Moment mischten sich Stimmen unter die himmlische Musik.

Thomas riss die Augen auf. Auf der vordersten Bank der Kapelle schwatzte Königin Elizabeth mit dem Herzog von Cecil. Ausgerechnet Cecil, der Thomas diese Gelegenheit verschafft hatte, störte jetzt die Vorführung. Hitze stieg in Thomas' Wangen. Er hob einen Finger, um die Aufmerksamkeit wieder auf die Musik zu lenken. Doch die Köpfe steckten weiterhin zusammen. Cecil hatte eine Schriftrolle in der Hand, auf die er immer wieder deutete. Das Lächeln auf Elizabeth' Gesicht war einer gerümpften Nase gewichen.

Thomas trat von einem Fuß auf den anderen. Aus der Orgel tönte jetzt sein Meisterstück, der freie Teil. An einem normalen Instrument musste der Musiker bei diesem Part spielen, was er gerade fühlte, musste sich von seiner Liebe zu Christus überwältigen lassen und sich ganz der Musik hingeben. Das war eine Aufgabe, die kein Apparat übernehmen konnte – glaubten alle. Aber Thomas war es gelungen, diese schwierigen Takte so zu gestalten, dass sie wie freies Spiel klangen. Sogar kleine Fehler hatte er eingebaut, um der Musik Leben zu verleihen. Nur hörte die Königin nicht zu!

Er ging einen Schritt auf Elizabeth zu. Den mahnenden Finger hatte er noch immer erhoben. Dann trat er wieder zurück. Gewiss würde Elizabeth gleich wieder lauschen und lachen. Stattdessen war ihre Aufmerksamkeit weiterhin auf Cecil gerichtet.

Der freie Teil verklang unbeachtet. Als Nächstes würden jene Takte folgen, die Thomas mit einer Chiffre versehen hatte. Die Orgel würde die Töne EEGAAED spielen. Sie standen für eine Vermischung von »ELIZABETH« und »ENGLAND«. Die Königin musste ihn dafür lieben, ihn vielleicht zum neuen Kantor von Westminster ernennen. Wenn sie nur endlich die Ohren aufsperrn würde!

Festen Schrittes ging Thomas auf die vordere Kirchenbank zu. Als er bis auf sechs Fuß heran war, sprangen zwei Edelleute auf und stellten sich ihm entgegen. Er entwischte ihren Händen. Schon stand er vor der Königin, so nah, dass er den Kampfer riechen konnte, mit dem ihre Kleider bestäubt waren, um Motten abzuhalten. Er sah die Falten an ihrem Hals und die einzelnen Haare ihrer Brauen. Für einen Moment war er enttäuscht. Elizabeth war nur ein Mensch. Doch die Erkenntnis schenkte ihm Mut. Er streckte die rechte Hand aus und fasste die Königin an der Schulter.

»Mylady!«, sagte Thomas mit fester Stimme. »Ihr müsst jetzt zuhören! Sonst entgeht Euch der beste Teil.«

*

Seine Hand hatte ihre Schulter berührt! Das hatten bislang nicht einmal Raleigh und Drake gewagt. Elizabeth bebte. Wenn dieser Automatenmann Mord statt Musik im Sinn gehabt hätte, würde sie jetzt in ihrem Blut liegen und der Griff eines Dolches aus ihrem Hals ragen.

»Das nächste Mal, wenn Ihr mir ein Vergnügen ankündigt, bester Cecil, werde ich in einer Rüstung erscheinen.« Ihre Stimme war mit Dornen besetzt. Sie stand am Fenster des Empfangsraums. Die Wände waren mit dunklem Holz getäfelt. Es hieß, ihr Vater, König Heinrich VIII., habe den Wandschmuck aus den Galgen anfertigen lassen, an denen er seine politischen Gegner aufhängen ließ. Elizabeth verabscheute solche Gesten. Nichtsdestoweniger fühlte sie sich in dem Zimmer wohl. Vielleicht, so dachte sie, steckt mehr von meinem Vater in mir, als ich bislang ahnte.

Cecil stand am anderen Ende des Raums und wartete schweigend.

Elizabeth schaute aus dem Fenster. Unter ihr lag der Garten von Greenwich Palace. Die Gärtner hatten die Formen von Kriegsschiffen aus den Büschen herausgeschnitten, zur Erinnerung an Englands Sieg über die spanische Armada. Aber ein Parasit hatte sich in den Gewächsen breitgemacht und drohte die grüne Pracht zu zerstören. Trockene gelbe Blätter sprenkelten die Schiffe wie Muschelbefall. Stellenweise wiesen die Büsche Löcher auf, die wie Lecks in den Rümpfen aussahen. Es hätte Elizabeth nicht verwundert, wenn die stolze Flotte eines Tages im Rasen versunken wäre.

»Genug von diesem dummen Vorfall!«, sagte sie mehr zu sich selbst. »Diese mechanischen Töne waren ohnehin kaum auszuhalten. Ich bevorzuge Musiker aus Fleisch und Blut.« Sie wandte sich vom Fenster ab und schenkte Cecil ein trockenes Lächeln. »So wie Euch. Auch wenn Euer Instrument die Diplomatie ist.«

Der Herzog räusperte sich in seinen schwarzen Spitzbart. Sein Kopf war viel zu klein für seinen Kragen. Dann begann er, mit seiner knurrenden Stimme zu sprechen, die Elizabeth immer an das Knarren von Schiffsplanken erinnerte.

»Es sind wieder die Spanier«, sagte der Herzog. »Wir haben erfahren, dass Philipp eine zweite Armada baut.«

Elizabeth trat einen Schritt zurück und stieß gegen die Täfelung. »Eine zweite Armada? Aber die Spanier schicken all ihre Schiffe in die Neue Welt. Womit könnten sie uns da angreifen?«

»Sie bauen neue Schiffe. Ihre Karavellen kehren mit Gold und Silber beladen aus dem neuen Indien zurück. Genug, um Philipps Palast mit goldenen Latrinen auszustatten. Und dann bleibt sogar noch etwas übrig, um eine Armada damit bauen zu lassen.«

Elizabeth zweifelte nicht an Cecils Worten. Was der Herzog sagte, hatte stets Hand und Fuß. Die Arbeit seiner Agenten kostete ein Vermögen.

»Ein zweiter Angriff der Spanier«, sinnierte Elizabeth. Noch einmal sah sie auf den Garten hinab. Es hatte angefangen zu regnen. Tropfen klatschten gegen das Fenster. Die Blätter der grüngelben Schiffe wiegten sich im Wind.

»Können wir ihnen noch einmal die Stirn bieten?«, fragte sie. Ihr Atem vernebelte das Glas.

»Die Stirn können wir ihnen bieten, aber wir werden den Kopf dabei verlieren«, sagte der Herzog. »Unsere Flotte ...«

Sie hob die Hand, um ihn zu unterbrechen. Sie wusste genau, wie es um die englische Staatskasse bestellt war. Und Philipp von Spanien wusste das auch. »Wir können sie also nicht abwehren, und wir können Spanien wohl auch nicht angreifen.« Sie ging in Gedanken die Möglichkeiten durch. Es waren nicht viele. »Die Niederländer? Die Franzosen? Haben wir Hilfe von unseren Nachbarn zu erwarten?«

Cecil schüttelte den Kopf.

»Dann höre ich Euren Vorschlag, Herzog! Es ist hoffentlich nicht meine Abdankung.«

Cecils Gesicht blieb ernst, wie immer. »Wir holen uns Hilfe bei den Türken. Es mag sonderbar klingen, Mylady, aber Englands Heil könnte in Istanbul liegen.«

Trieb Cecil Schabernack mit ihr? Für einen Augenblick fühlte sich Elizabeth verunsichert – ein Zustand, in den sie sich nicht gern versetzen ließ, weder als Frau noch als Königin. »Die Ungläubigen um Beistand bitten? Ihr seid von Sinnen!«, stieß sie hervor.

Cecil ging einen Schritt auf sie zu. »Wenn das Schiff sinkt, springen wir in das letzte Rettungsboot, selbst wenn es von einem Wahnsinnigen gerudert wird.«

»Istanbul soll dieses Boot sein«, ergänzte Elizabeth. »Und der Sultan ...«

»... ist der irre Ruderer.«

»Ihr schlagt also ein Bündnis vor.« Sie nahm eine Karaffe aus Zinn von einem kleinen Tisch aus Ebenholz und goss daraus Wein in einen Becher. Ihre Hände zitterten, und sie verschüttete einige Tropfen. Dann leerte sie den Kelch in einem Zug. Die Gewürze in dem Getränk prickelten auf ihrer Zunge. Kannten die Türken Wein? Sie hatte gehört, dass es ihnen verboten war, welchen zu trinken.

»Ein Bündnis«, sagte Cecil. »Gewiss. Das ist gut.«

Gut! Sie kannte den Herzog. Er versuchte, ihr einen besseren Vorschlag zu machen, wagte aber nicht, die Königin zu belehren.

»Redet endlich, Cecil! Ihr habt doch längst einen Plan erdacht, der so verschroben ist, dass eine einfältige alte Frau wie ich niemals darauf kommen wird.«

Cecil ging zwei Schritte zurück. Er war ein Krebs, der fürchtete, von einer Möwe verschlungen zu werden. Elizabeth spürte einen kalten Lufthauch durch ihr Gefieder streichen.

»Sprecht, Herzog! Wir sind allein. Lasst Eure Königin teilhaben an Eurem Wissen.«

»Wissen. Darum geht es tatsächlich. Ihr seid sehr klug, Mylady.« Cecils Hand fuhr an seinen Hals, wurde jedoch von seinem Kragen aufgehalten. Dann, endlich, offenbarte er seinen Plan.

Als der Herzog geendet hatte, war die Karaffe geleert. Dennoch spürte Elizabeth den Alkohol nicht. Stattdessen rauschte ihr das Blut in den Ohren.

»Ihr wollt also alles auf eine Karte setzen«, stellte sie fest. »Das ganze Reich würde von diesem Unternehmen abhängen. Und wenn es scheitert, was dann? Dann werden unsere Kinder die Sklaven von Spaniern sein. Unser Land wird unter den Katholiken wieder zu einem Morast des Glaubens werden. Die Ernte unserer Felder wird spanische Mäuler stopfen. Gott selbst wird das elende England vergessen wollen. Das und noch viel mehr steht auf dem Spiel, Herzog.«

»Ich weiß«, gab Cecil kleinlaut zu.

»Aber Ihr seht keine andere Möglichkeit«, fuhr Elizabeth fort. »Sonst würdet Ihr mir ein solches Unternehmen nicht vorschlagen.«

»Vielleicht findet ein anderer Eurer Herzöge einen erfolgversprechenderen Ausweg.«

Sie schüttelte den Kopf. Pembroke, Northumberland, Ormonde – sie alle würden ihr nur das Eine vorschlagen: den Überraschungsangriff auf Portugal, wo die wichtigsten Häfen der Spanier lagen. Hals über Kopf in die Höhle des Löwen. So etwas liebten ihre Admiräle. Damit plusterten sie sich bei den Hofdamen auf. Cecil unterbreitete ihr ein ebenso gefährliches Angebot, aber immerhin war er diskret.

»Ich werde mich zurückziehen, damit Ihr über dieses Vorhaben nachsinnen könnt«, sagte der Herzog.

»Ihr bleibt, bis ich Euch entlasse«, erwiderte Elizabeth.

Mit einem Mal war sie Cecil dankbar. Dafür, dass er ihr die schlechte Nachricht überbracht hatte. Dafür, dass er sie aus ihrer Schläfrigkeit riss. Sie betrachtete den stämmigen Mann mit dem kleinen Kopf, in dem das Wissen über alle Intrigen am englischen Hof steckte – und Gott weiß, was sonst noch.

Elizabeth konnte nicht länger auf der Stelle stehen. Sie schritt in dem Gemach auf und ab, strich um den großen Schreibtisch herum, zupfte die Schreibfeder aus dem Loch in der Tischplatte und strich damit über ihr Kinn.

»Diese Waffe, die wir in Istanbul finden könnten«, sagte Elizabeth, »beschreibt sie mir genauer.«

Kapitel 2



Die *Hector* war eines der stolzesten Schiffe der königlichen Flotte. Sie verdrängte dreihundert Tonnen, nahm hundert Mann Besatzung in Anspruch und schreckte mit ihren siebenundzwanzig Kanonen jeden Feind ab, ob er nun Spanier, Venezianer oder Dünkirchener war. Das jedenfalls behauptete Lord Geoffrey Montagu mit voller Stimme, als er neben Thomas Dallam den Kai entlangspazierte. In der einen Hand hielt Montagu einen Gehstock mit silbernem Knauf, mit der anderen tippte er immer wieder auf Thomas' Schulter. Mit kleinen Gesten dirigierte der Lord die Aufmerksamkeit seines jungen Begleiters bald hierhin – auf die Kanonenkugeln und Pulversäcke, mit denen sich die Schauerleute beim Beladen plagten –, bald dorthin – auf die Proviantfässer und einen Käfig mit einem Dutzend Hühner. Das Federvieh lege während der Reise Eier für das Frühstück der Offiziere und Passagiere, erklärte Montagu, und seine Augen glänzten wie die eines stolzen Vaters. Sein grauer Kinnbart zitterte im Wind.

Thomas deutete auf eine Gruppe schwarz gekleideter Frauen, die etwas abseitsstanden. Ihre Gesichter waren blass und ausgezehrt, ihre Augen rot und geschwollen. »Worauf warten die?«, fragte er. Ingeheim hoffte er, die traurige Versammlung möge nicht zu den Passagieren der *Hector* gehören. Eine Gruppe missgestimmter Damen an Bord würde das Schiff mit Schwermut füllen, bis es sank.

»Die?« Lord Montagus Miene verfinsterte sich. Er wedelte mit dem Spazierstock in Richtung der schwarzen Gestalten. »Eine Versammlung von Unheilsschwestern. Am besten beachten wir sie überhaupt nicht.« Der Druck seiner Hand auf Thomas' Schulter wurde stärker.

Thomas blieb stehen und betrachtete die Frauen genauer. Einige weinten. Alle sahen zur *Hector* hinüber. Lord Montagu wollte ihn fortziehen. Aber Thomas löste sich von seiner Hand. Drei Schritte brachten ihn zu den Frauen. Erst jetzt bemerkte er, dass sie in Pfützen standen.

»Was ist mit euch?«, fragte er.

»Dallam, Ihr folgt mir jetzt besser«, rief Lord Montagu ihm zu.

»Wir scheiden von unseren Männern und singen für sie«, sagte eine der Schwarzgewandeten mit wankender Stimme. »Sie fahren mit diesem Unglücksschiff zur See«, raunte sie.